

## Kultur-Fahrplan

## Wegen des Anstands

Von Hermann Kant

Mein Bruder, der wundersame Geschichten kann und einst Geschichtslehrer war, hat mir aus dem Internet einige Schriften zur aparten These zugeleitet, dreihundert Jahre des Mittelalters seien nur erfunden und hätten gar nicht stattgefunden. Bewegt von der Frage, wo wir bei solcher Rechnung heute hielten, fand ich im »Kulturfahrplan« einen Eintrag, der nicht unter uns Brüdern bleiben, sondern jenem SPD-Vorsitzenden zukommen soll, der Hartz IV-Empfänger unanständig nennt, die partout nicht so hart liegen wollen, wie er sie betten möchte: Anno 1706, also dort im Kalender, wo wir nach Abzug der dreihundert Jahre jetzt wären, wurde in Preußen eine Kleiderordnung eingeführt, die es »geringen« Leuten verbot, »vornehmes« Gewand zu tragen.

In unserem womöglich nur angemaßten Jahr 2006 jedoch halten sich etliche ALG-Bezieher nicht an die Anstandsregel »Armani nix für Arme, Boss nur für Bosse!« und investieren ihre Niedrigbezüge in hochteure Anzüge. Anstatt ihr Zeug, wie 1706 üblich und 2006 möglich, von der Marktstandstange zu kaufen, erwerben sie prope-re Kleider in der Hoffnung, die würden aus Joblosen einstellbare Leuten machen.

Sollte da nicht besser im Zuge der Reformen, wenn schon nicht über Schul-, so doch Klassenuniformen noch einmal anständig nachgedacht werden?

Sie wählen. Wir liefern.  
ND-BÜCHERSERVICE  
Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin  
Tel.: (030) 297 81-777, Fax: -650

## Grüterichs Sprüche

## Hart, aber ungerecht

Von Kai Aghte

Sein Bestreben sei, in einem Satz zu schreiben, was andere in einem ganzen Buch nicht zu sagen vermögen, meinte Friedrich Nietzsche. Dies ist auch die kürzeste Definition dessen, was man Aphorismus nennt. Nietzsche war in diesem anspruchsvollen Genre ein Meister. Nun gilt es die Ankunft eines kongenialen Schülers zu melden: Tobias Grüterich, 1978 in Karl-Marx-Stadt geboren und heute in Dresden lebend, hat in einem kleinen, bibliophil gestalteten Band eine bemerkenswerte Probe seines Könnens vorgelegt.

Selten braucht er mehr als einen Satz, um seine zwischen Ironie (»Weihnachten kommt der Heilige Geist zu nichts«) und Sarkasmus (»Bildung ist die Fähigkeit, seinen schlechten Geschmack zu begründen«) balancierenden Aussagen zu formulieren. Oft sind es auch Umstellungen von bekannten Redensarten, die sich zum Aphorismus verdichten: So setzt der sächsische Sprachgrübler oft landläufige Ausdrücke neu zusammen: »Neider machen Leute« und »Gutmenschen haben keine Lieder«. Nahe liegend – dennoch scheint vor Grüterich niemand auf dieses Wortspiel gekommen zu sein. Meine Favoriten der vorliegenden Sammlung: »Man lebt dümmer als man denkt«, ferner: »Nehmt kein Blatt vor den Kopf. Denkt, was ihr sagt!« Die »Verdienten Ungerechtigkeiten« sind, so war jüngst zu vernehmen, nur ein Vorgeschmack, ein umfangreicher Band mit Sentenzen vom begnadeten aphoristischen Wüterich Grüterich soll folgen.

Tobias Grüterich: »Verdiente Ungerechtigkeiten – 101 Aphorismen«. Hg. v. Helge Pfannen-schmidt. Edition Azur, Glax-Verlag, Jena, 20 S., Brosch., 5 €.

## Neue Nationalgalerie: »Tokyo – Berlin / Berlin – Tokyo. Kunst zweier Städte«

## Metropolen im Kunstvergleich

Von Anita Wünschmann

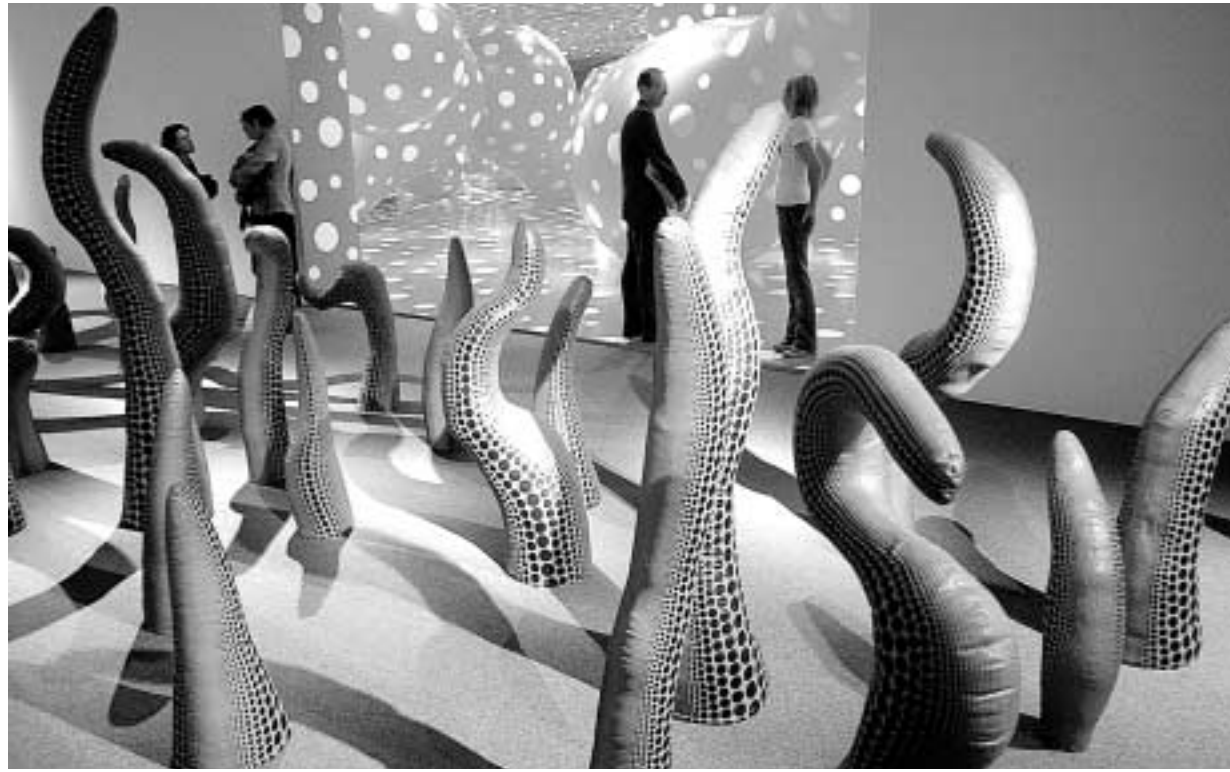
Eine präzise Verbeugung – Tokyo, die Partnerstadt Berlins am pazifischen Ozean heißt einen willkommen. Das Taxi manövriert durch den sprichwörtlich abenteuerlichen Verkehr. Grelles Zeichengeflirre, Straßenschluchten mit schmalen Häuserfronten, das unvermittelte Nebeneinander von Tradition und Postmoderne, alt und neu ... – Tokyo und Berlin sind zwei Hauptstädte, die man sich kaum verschiedener voneinander denken könnte. Dabei existieren wesentliche Gemeinsamkeiten und Überschneidungen, die über das Benutzen von Miniaturdigitalkameras und das Speisen von Sushi hinausgehen. Als Höhepunkt des einjährigen Kulturaustauschprojekts »Deutschland in Japan« eröffnete der Berliner Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit in Begleitung des japanischen Kronprinzen Naruhito bereits am dritten Februar im Mori Art Museum die Ausstellung »Tokyo – Berlin/Berlin – Tokyo«, ein fünfzehnhundert Werke der verschiedensten Kunstgattungen umfassendes Gemeinschaftsprojekt der Staatlichen Museen von Berlin und des erst 2003 eröffneten, privaten Tokioter Kunststutis.

Jetzt sind die Japaner in Berlin. Der Architekt Toyo Ito inszeniert eine hügelige Kunstlandschaft in die obere Etage des Mies-van-der-Rohe-Baus. Wellen über Quadrat. Zeitgenössische Künstler – der Reisende Franz Ackermann, Corinne Wasmuth mit suggestiven Großstadt-Collagen, Tsuyoshi Ozawa mit sozialkritischen Installationen, Leiko Ikemura, Yoshiaki Kaihatsu, die vorrangig in Berlin lebenden Metropolen-Pendler bringen diesen japanischen Garten zum Erblühen.

Für die mehr als einhundertjährige Kunst- und Kulturbeziehung der beiden Metropolen gibt es viel Raum in der Neuen Nationalgalerie. Und obwohl der Bogen von der traditionellen Nihonga-Kultur bis zur Manga-Ecke für die weltweiten Fans gespannt ist, liegt die Auf-

Der alte Kontinent wiederum holte sich schon zur Mitte des vorvergangenen Jahrhunderts Impulse aus dem Fernen Osten. Es galt als schick, sich der dicken Luft in den preußischen Salons mit einem japanischen Fächer zu erwehren. Mit einem Kimono war man um die

Wissensdurst, Abenteuerlust, persönliche Freundschaften, die feinen und intensiven Fäden, die Künstler wie Orlik und Fritz Rumpf, Architekten wie Muthesius und Bruno Taut, Galeristen wie Herwarth Walden in den verschiedenen Jahrzehnten gesponnen ha-



The Moment of Regeneration, Yoyoi Kusama, 2004

ND-Foto: B. Lange

merksamkeit genau zwischen diesen Extremen: Es geht darum, den sich gegenseitig berührenden Hauptströmungen moderner Kunstentwicklung nachzuforschen. Im Katalog heißt es bezogen auf den japanischen Kunstprozess: »Noch nie war die aktuelle Malerei Japans so traditionell. Noch nie erschien das Japanische in ihr so cool wie heute.«

Jahrhundertwende en vogue und ein echter Holzschnitt japanischer Herkunft verwies auf gebildeten Geschmack. Der Osten inspirierte von Paris bis Berlin.

Die Ausstellung in der unteren Etage widmet sich detailreich und mit überraschenden Bildbezügen der Verbindung zwischen den »zu spät gekommenen« und krisengeschüttelten Metropolen. Es waren

ben. 1914 wurde so die erste Avantgardeausstellung in Japan gezeigt.

Der Brücke-Maler Emil Nolde machte sich selbst auf den Weg und brachte behutsame Zeichnungen und Aquarelle als Reisetagebuch mit. Die Kunst des Dada fand in der Mavo-Bewegung ihre japanische Entsprechung. Die Manifeste ähnelten sich bis ins Layout. Die

## Steffen Mensching ist vor der Fußball-WM geflohen – zum Fußball

## Kein Jubel in Ljubljana

Von Stefen Mensching

Ljubljana ist eine Reise wert. Man sollte hinfahren, nur nicht während der Hauptsaison und am Wochenende. Mit mir hatten sich Tausende Italiener, Tschechen und Österreicher auf den Weg gemacht, keine Spontanreisenden, allesamt praktische Leute, die langfristig Zimmer reservieren. Das »Alibi«-Hostel war belegt, ein 2-Sterne-Hotel offerierte ein Doppelbett für 70 Euro, doppelt so viel wie ich ausgeben wollte. Ein Rezeptionist lachte, als ich ein Einzelzimmer für 67 Euro zu teuer fand. Ich sah noch immer zu wohlhabend aus und erweckte den Eindruck, ein als Rucksacktourist gearnter Immobilienhai zu sein. Da mein Kreditinstitut mir seit Jahren einen Überziehungskredit verweigert – eine beleidigende Zurücksetzung, die ich zu schätzen lernte – entschloss ich mich am zweiten Tag meiner Odyssee, den Schwur zu brechen, keine Hilfe von Freunden zu suchen. Ich rief Janja an, eine Architektin aus Ljubljana, die Frau eines guten Freundes und Mutter eines Sohnes, der ein guter Freund meines Sohnes ist. Wir umarmten uns vor dem City-Hotel. Der Mann am Empfang, der mit mitteilend-verächtlichen Blicken gewartet hatte, dass ich weich würde und seinen Preis akzeptierte, war verblüfft. Eine so freundliche Alternative hatte er mir nicht zugetraut. Janja lud mich zu einem Glas Merlot ein, ich fragte, ob sich das Angebot auf ein Nachtlager erweitern ließe. Kein Problem, sagte die Freundin, aber Fußball würde sie sich nicht ansehen. Überhaupt hielt sie die Begeisterung in Ljubljana in Grenzen. Für das Eröffnungsspiel hatte man eine Freiluft mit Leinwand vorbereitet, kurz vor dem Anpfiff wären nur zwei Zuschauer erschienen, Touristen aus Deutschland. Ich nahm die Episode als Warnung und machte mich un-

verzüglich auf die Suche nach einem Übertragungsort. Englands Premiere durfte ich nicht verpassen. Die Hälfte der 20 Zuschauer im Cafe »Bohème« am Ufer des Flusses Ljubjanica, war rothaarig, trank eifrig Bier und jubelte, als Beckhams Freistoß im Tor landete. Der Kommentator lehrte mich eine neue slowenische Vokabel: *Autogol*. Was nicht Garageneinfahrt bedeutet, sondern Selbsttor.

Nachmittags fiel die Stadt in sanften Schlummer. Geschäfte schlossen, Märkte wurden abgeräumt, Touristengruppen bestaunten die Brücken und Häuser des Architekturgenies Plecnik. Auf dem Preseren-Platz langweilten sich Jugendliche. Davor zeigte der nationale Jeep-Club seine martialische Sammlung: Geländewagen der US-Army. Männer und Frauen in khakigrünen Uniformen, mit Stahlhelmen und Pistolentaschen posierten vor dem Denkmal des Dichters, dessen Blick zum Wohnort seiner Julia ausgerichtet war, der unglücklichen Liebe seines Lebens um 1830.

Das zweite Spiel des Tages sah ich im Kreis einheimischer älterer Männer, die laut auflachten, als der Name des Trainers von Trinidad und Tobago eingeblendet wurde: *Beenhacker*. Soviel niederländisch oder deutsch verstand man dann doch. Überhaupt besitzen die Slowenen einen wunderbaren, skurrilen Humor. Davon konnte ich mich überzeugen, als ich am Abend bei meiner Gastgeberin einen Dokumentarfilm über den Philosophen Slavoj Zizek (mit umgekehrten Dächern über den Z) sah, ein exzentrischer, schräger Denker, der mit seinen Auftritten »die Koordinaten des Möglichen erschüttern« will. Wir tranken Wein auf dem Balkon und sprachen von Zizeks Witz, vom Mangel an kühnen Denkern, der Hast des Alltags und dem Elend der wachsenden Bürokratie, von Tito und seinem Nachruhm, von der

Bombe, die 1945 den Lesesaal der Universitätsbibliothek zerstörte, vom zu kalten Wetter, dem kommenden Sommer und der Zukunft unserer Söhne. Beim Einschlafen fiel weißes Licht ins Zimmer – der Mond war eine große weiße Null.



Unser Autor Steffen Mensching

verfolgt – vor Ort – möglichst viele Spiele von Ländern, deren Mannschaften im Wettbewerb der Fußball-WM starten. Über diese Reise, Begegnungen und Eindrücke wird er in den nächsten vier Wochen für das ND (und den MDR-Figaro) berichten. Die Reise begann in Kroatien, geht erst einmal durch Tschechien und Polen in die Ukraine.

ND-Foto: B. Lange

An diesem Tag hatte ich nur ein einziges Tor gesehen, noch dazu ein *Autogol*, aber, immerhin eins für England.

## Ballett statt Ballsport

Janja hatte mir bei meiner Abreise in Ljubljana versichert, in ihrer Heimatstadt Maribor würde ich auf größere Fußballbegeisterung stoßen als in der exaltierten Hauptstadt. Als mein Zug auf der Fahrt in den Süden Sloweniens in *Zidane Most* hielt, nahm ich den Ortsnamen als ein Zeichen der Hoffnung. Hier mussten Fußballverrückte leben, wenn sie mitten in den Bergen eine Brücke und einen Eisenbahnhaltelpunkt nach dem französischen Mittelfeldstrategen Zinedine Zidane benannten.

Wenn ich bislang gezögert hatte, ob ich im Land bleiben oder in Richtung Tschechien weiterreisen sollte, stand mein Entschluss nunmehr fest. Ich wollte erleben, wie die Slowenen auf das Spiel der Mannschaft von Serbien-Montene-

hatte man im Belgrader Parlament die alte Landeshymne letztmalig intoniert. Vielleicht, unkte ich, wählte man ja die Internationale und dazu die blaue UNO-Fahne? Doch kam ich infolge Zugverspätung zu spät nach Maribor und verpasste den Einmarsch der Gladiatoren und die feierliche Zeremonie. In der 30. Spielminute betrat ich eine Bar, und sah, dass die Holländer mit einem Tor in Führung lagen. Die Zuschauer tranken eifrig Zlatorg-Bier und verhelkten nicht, welcher Mannschaft sie die Daumen drückten. Stürmten die Männer in den weißen Hemden, machte das Publikum Stimmung, *za naschi*, für die unsrigen. Staatliche Teilung ist das eine, dachte ich, fußballerischer Patriotismus etwas anderes. Doch nutzten die Anfeuerungsrufe nichts. Das Ergebnis blieb bestehen, obwohl man Milosevic in der Pause auswechselte.

Vom Spiel enttäuscht, suchte ich mir ein Quartier. Das Hotel »Orel« wurde gerade umgebaut. Zu meinem Vergnügen nannte sich dieser

Programmatik entbehrt hie wie da nicht ketzerischen Tons: »Mavo ist eine blasse Verbrecherbande mit roten Masken und schwarzen Brillen ... Unser Unterleib aber ist ein Feuerrad, eine entgleiste Lokomotive. Deswegen treten wir alle möglichen Werturteile mit Füßen ... Mit Riesenkrach stimmen wir einen Lobgesang für den rationalen Marsch an: auf die perfekte Einheit mannigfaltiger Lebensinhalte unterschiedlicher Klassen und Gattungen.« Mit feinnervigen Tuschezeichnungen im vorgegebenen Farbkanon hatte das nicht viel zu tun. Tomoyoshi Murayama, der Hauptprotagonist des Mavo – so würde man heute sagen – war mit Raoul Hausmann, mit Maholy-Nagy usw. ideell vernetzt.

Die Entwicklung mündet nach dem Ersten Weltkrieg in die »goldenen« Zwanziger mit Modernisierungsschub, Illusionen und weiterer Zuspitzung der sozialen Konflikte. 1922 studierte Kikujishi Ishimoto als einer der ersten japanischen Studenten bei Walter Gropius am Bauhaus in Dessau und begründete wenig später in Tokio eine eigene bauhausverwandte Architekturschule. Die dreißiger Jahre galten der Kriegsvorbereitung und mündeten in die Weltkatastrophe – mit so ähnlichen Bildern (siehe Zeitschrift »Nippon«), die auf einen extremen Nationalismus einschwoeren sollten. Der chronologische Rundgang wird mit eindrucksvollen Beiträgen zur Fotografie- und Architektorentwicklung über Nachkriegsmoderne, Fluxus, Realismus bis in die Gegenwart fortgesetzt. Die Ausstellung erscheint dabei nahezu überbordend, facettenreich und wesentlich aus der europäischen Kunstbetrachtung heraus arrangiert. Sie wird ergänzt durch einen akribisch und vielschichtig informierenden Katalog.

Neue Nationalgalerie, Potsdamer Straße 50, 10785 Berlin-Tiergarten: Berlin-Tokyo/Tokyo-Berlin. Die Kunst zweier Städte. Bis 3. Oktober, Di, Mi 9-18, Do 9-22, Fr, Sa, So 9-20 Uhr

Prozess »Revitalisation«. Eine Wiederbelebung, die mir wünschlich einen bleibenden Leberschaden zugefügte, denn im Zimmer herrschte ein Geruch, der an die Farben- und Lackabteilung eines Baumarkts erinnerte. Ich machte, dass ich schnell wieder an die frische Luft kam. Die Stadt an der Drava war von Bergen umgeben, wintersporttauglichen hohen, und sanften, weinbewachsenen Hügeln. Es gab einen lichten Markt- platz, eine Synagoge, in der eine Galerie untergebracht war, ein Restaurant »Picasso«, die Universität und Graffiti sprüche von der Art: »Irak? Nein, danke«.

Als Menschen ins Nationaltheater strömten, erwarteten in mir kulturelle Restinwarte, die das Fußballfieber noch nicht ausgelöscht hatte. Auf dem Spielplan stand ein Kinderballett. Für 1000 Tollar verkaufte mir eine junge Mutter ein Ticket. Denjenigen, die meinen, sich verfehlt zu haben, oder glauben, ich hätte vollkommen den Verstand verloren, indem ich für ein paar akzelerierende Ballerinen ein Vermögen ausgab, sei die Summe wiederholt: 1000 slowenische Tollar, nicht amerikanische Dollar. Für einen Dollar bekommt man etwa 180 Tollar, es ist ein Verhältnis wie bei David und Goliath, nur dass in naher Zukunft nicht damit zu rechnen ist, dass der Tollar den Dollar niederringt.

Jedenfalls war das Tanzstück eine wunderbare Sache. 70 Mädchen und Jungen im Alter zwischen 5 und 15 sprangen, wippten, kullerten, jagten, schwebten, hüpfen und wieselten 90 Minuten lang über die Bühne. Die Choreografie war frei, nicht sklavisch, Fehler waren erlaubt und gaben der Auf-führung Charme und Leichtigkeit. Die Musik wechselte von Pop zu Trommelmusik, von HipHop zu Evergreens. Die Kostüme, seltsam genug, hielten sich in Orange oder Weiß. Und die jungen Balletttänzer bewiesen bei ihrem Spiel mehr Anmut und Spaß als die 22 Herren in den gleichfarbigen Trikots auf dem Leipziger Rasen geboten hatten. Und so trat am Ende das Publikum, gleich mir, mit fröhlich gestimmtem Herzen auf die Straßen von Maribor zurück.